



Foto: Kraufmann

Hans L. Merkle

Reden bei der Festveranstaltung
aus Anlaß der Ernennung
von Prof. Dr. h. c. Hans L. Merkle
zum Ehrenbürger der Universität Stuttgart
4. Februar 1994

Hrsg. von Heide Ziegler

Anhang:

Verzeichnis der Ehrenbürger der Technischen Hochschule
bzw. der Universität Stuttgart

Reden und Aufsätze
herausgegeben im Auftrag des Rektorats der Universität Stuttgart
von Jürgen Hering

Redaktion:

Prof. Dr.-Ing. Gerhard Kohn

Prof. Dr.-Ing. Andreas Reuter

Prof. Dr. phil. Herwarth Röttgen

Prof. Dr.-Ing. Werner Schiehlen



1994.7700

© Universitätsbibliothek Stuttgart 1994

Postfach 10 49 41, D-70043 Stuttgart

Telefon (07 11) 1 21-22 22; Telefax 1 21-35 02

Satz und Druck: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart

ISSN 0940-0710

ISBN 3-926269-13-8

Inhalt

Vorwort	7
<i>Heide Ziegler</i> Grußwort der Rektorin	9
<i>Gerhard Kohn</i> Laudatio	12
<i>Hans Maier</i> Eine Kultur oder viele? Die Zukunft der Kulturen.	16
<i>Hans L. Merkle</i> Danksagung	36
<hr/>	
<i>Ulrich Sieber</i> Verzeichnis der Ehrenbürger der Technischen Hochschule bzw. der Universität Stuttgart	39

Vorwort

Am 4. Februar 1994 erneuerte die Universität Stuttgart eine Tradition, die seit den sechziger Jahren geruht hatte: sie beschloß, einzelne Persönlichkeiten mit hohem Vorbildcharakter wieder zum Ehrenbürger der Universität Stuttgart zu ernennen. Daß die Erneuerung dieser Tradition durch die Ernennung von Professor Dr. h. c. Hans L. Merkle zum Ehrenbürger mit einer anderen Tradition, der langjährigen Verbundenheit der Universität Stuttgart mit der Firma Bosch, im Einklang stand, war für die Universität ein gewollter Glücksfall. Früherer Ehrenbürger der Universität war auch Hans Walz, Merkles Vorgänger im Hause Bosch gewesen.

Der Ehrenbürger ist herausragendes Mitglied einer *civitas*. Die traditionelle Beziehung zwischen Wissenschaft und Industrie, Universität und Bosch, wird durch Professor Merkle symbolisiert und verallgemeinert. Diesem Gedanken trug auch Professor Rolf Hempel, Rektor der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst, Rechnung, als er der Universität Stuttgart gestattete, die Festveranstaltung im Wilhelma-Theater auszurichten. Die Universität Stuttgart weiß ihm dafür Dank. Ebenso dankt sie dem ehemaligen bayerischen Kultusminister Professor Dr. Hans Maier für seinen Festvortrag. „Eine Kultur oder viele? Die Zukunft der Kulturen“ war ein Thema, das dem zu Ehrenden entsprach. Die Warnung vor einem weltweit verbreiteten separatistischen Multikulturalismus, verbunden mit dem Aufruf an Europa, nach einer kritischen Selbstprüfung seine Rolle in der Welt neu zu definieren, diese aber auch anzunehmen, stieß in der Person des neuen Ehrenbürgers der Universität Stuttgart auf einen entsprechenden Weltbürger.

Stuttgart, im Juli 1994

Heide Ziegler

Heide Ziegler*

Grußwort

Am 8. Dezember letzten Jahres haben Rektor und Senat der Universität Stuttgart einstimmig beschlossen, Herrn Prof. Dr. h. c. Hans Lutz Merkle zum Ehrenbürger der Universität Stuttgart zu ernennen. In der Urkunde heißt es, daß Hans Lutz Merkle sich, in der Tradition des Hauses Bosch stehend, um das Gemeinwesen in herausragender Weise verdient gemacht habe, insbesondere durch sein nachhaltiges Engagement zur Förderung von Forschung und Entwicklung. Lassen Sie mich diese Sätze auf ihre Bedeutung hin untersuchen.

Die Universität Stuttgart ernennt verdiente Persönlichkeiten zu Ehrensensatoren, wenn sie sich die Förderung universitätseigener Anliegen in Forschung und Lehre angelegen haben sein lassen. Wir ernennen sie damit zu Ehrenmitgliedern des Akademischen Senats, und vor kurzem hat das Rektorat der Universität Stuttgart einige unserer Ehrensensatoren in seine Beratende Kommission berufen. Ein *Ehrenbürger* aber ist etwas anderes. Als wir Hans Lutz Merkle gebeten haben, die Ehrenbürgerwürde der Universität Stuttgart anzunehmen, einen Titel, den wir seit Jahrzehnten nicht mehr vergeben haben, den aber früher Persönlichkeiten wie Robert Bosch, Hans Walz, Max Kade oder Albert Schweitzer innehatten, da haben wir ihn meines Erachtens gebeten, uns zum Vorbild zu dienen, uns den Weg zu weisen, wie sich einerseits akademische mit unternehmerischen Tugenden verbinden lassen und uns zu beweisen, daß diese Tugenden deshalb zu *Tugenden* werden, weil sie dem Gemeinwesen förderlich sind.

Die Römer besaßen zur Bezeichnung des Gemeinwesens das Wort *res publica*. Dagegen hatten sie in republikanischer Zeit kein eigentliches Wort für das, was wir Staat nennen. Die Idee des Staates oder gar des Nationalstaates, wie er sich Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte, ist durch die Vorstellung der *Grenzen* dieses Staates bestimmt, die es entweder zu erweitern oder zu verteidigen gilt. Die *res publica* dagegen bezeichnet ein *Prinzip*, das öffentliche Interesse. *Res publica* ist für den Römer ein Wertbegriff; sie ist ihm das höchste Gut. Sie verpflichtet, so etwa Cicero, den Bürger auf

* Prof. Dr. phil. Heide Ziegler, Rektorin der Universität Stuttgart

den Verzicht von privaten Feindschaften und unter Umständen sogar zum Opfer seines Lebens. Wenn John F. Kennedy die Bürger der Vereinigten Staaten aufforderte, darüber nachzudenken, nicht was der Staat für sie, sondern was sie für den Staat tun könnten, und dabei das Wort „country“ benutzte, dann hoffte er, sein Land wieder zu einem solchen Gemeinwesen machen zu können.

Die römische *res publica* wurde nach und nach als konkrete Persönlichkeit empfunden und allegorisch dargestellt. Wenn wir daher versuchen, die Vorstellung des Gemeinwesens in einer Universität, der *universitas litterarum* wiederzufinden, dann erkennen wir, daß hier die einzelnen Disziplinen trotz ihrer je eigenen Forschungsverantwortung gemeinsam diese Rolle übernommen haben. Denken Sie nur an allegorische Darstellungen der vier früheren Fakultäten, der an den Universitäten gelehrt Wissenschaften: Theologie, Medizin, Rechtswissenschaft und Philosophie. Obwohl diese Fakultäten in einem Wettstreit miteinander lagen, in einen Wettstreit darüber, welche von ihnen am meisten galt, erscheinen sie in allegorischen Darstellungen doch als aufeinander bezogen. Heute haben wir an der Universität Stuttgart vierzehn Fakultäten, und den Wettstreit zwischen ihnen suchen wir durch interdisziplinäre Zusammenarbeit zu mildern. Wesentlich aber wäre es, sie wieder auf ein gemeinsames Prinzip zu verpflichten, das dem der *res publica* entspricht. Und dieses Prinzip sollte in der Gestalt des Ehrenbürgers erkannt und nachempfunden werden können.

Daß Prof. Dr. h. c. Hans Lutz Merkle als diese Persönlichkeit in und für die Universität Stuttgart angesehen werden kann, beweist zum einen die Tatsache, daß ihm die Universität im Juli 1969 bereits die Ehrendoktorwürde verlieh. Und mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde ist man in den Kreis der Wissenschaftler einer Universität aufgenommen. Zum andern aber kann Hans Lutz Merkle als diese Persönlichkeit darum angesehen werden, weil er ein bedeutender Unternehmer ist. In dem Brief an mich, in dem Herr Merkle sich dafür bedankt, daß ihn der Senat der Universität Stuttgart zum Ehrenbürger gewählt hat, steht der Satz: „Sie wissen, daß ich die mir zugedachte Ehrung als Zeichen der Verbundenheit zwischen Bosch und der Universität angenommen habe und daß ich meine Leistung – soweit der Erwähnung wert – der Arbeit meiner Kollegen und der vielen Bosch-Mitarbeiter zuschreibe.“ In diesem Satz ist zusammengefaßt, was ich zum Ausdruck bringen möchte. Allenthalben wird heute davon gesprochen, daß die Zusammenarbeit zwischen den Universitäten und den Unternehmen verbessert werden müsse. An den Universitäten müsse einerseits die Grundlagenforschung verstärkt durch anwendungsorientierte Forschung ergänzt

werden; die Unternehmen sollten andererseits auf die Universitäten zugehen, um mittels neu einzurichtender Technologietransferstellen festzustellen, welche in der Universität erzielten Forschungsergebnisse schnell zur Produktreife gebracht werden können. Das Ziel hinter diesen politischen Forderungen ist offensichtlich: die wirtschaftliche Lage im Land soll verbessert, unser Lebensstandard soll weiterhin gesichert werden. Was jedoch nicht genügend beachtet worden ist und was in dem Brief von Herrn Merkle indirekt zum Ausdruck kommt, ist die Notwendigkeit, bei der gezielteren Zusammenarbeit zwischen Universitäten und Unternehmen wieder mehr das Gemeinwohl im Auge zu haben. Hans Lutz Merkle hat gerade durch sein nachhaltiges Engagement zur Förderung von Forschung und Entwicklung, etwa als Mitglied des Wissenschaftsrates, Vorstandsmitglied des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft oder Vizepräsident der Max-Planck-Gesellschaft, immer wieder bewiesen, daß es ihm letztlich um das Gemeinwesen, die *res publica* im eben beschriebenen Sinne geht. So geht ihm auch die eigene Leistung in dem, was die Firma Bosch erreicht hat, auf; als einzelner trägt er ohne persönliche Eitelkeit mit seinem Einsatz zum Gemeinwohl bei.

Dies ist nur möglich, wenn man, wie Hans Lutz Merkle, „Wirtschaft als Element unserer Kultur“ sieht (so der Titel eines seiner Aufsätze, die in dem Manesse-Band, „Der steinige Weg: Erfahrungen eines Unternehmers“ verzamelt sind). Hier schließt sich Merkle dem von Max Weber geprägten Begriff der „Kapitalistischen Kultur“ an, die – und ich zitiere – „gedanklich nicht nur das Wirtschaftliche meint, vielmehr die menschlichen Kraftlinien darüber hinaus einschließt“. Man kann von Unternehmenskultur oder Akademischem Stil sprechen: gemeint ist in beiden Fällen ein pragmatisches Ideal, das neben der Leistungsfähigkeit des einzelnen auch sein Gefühl für die Belange des Gemeinwesens anspricht. Der republikanische Römer baute nicht nur auf das Gesetz (*lex*), sondern daneben auf sein Bürgerrecht (*ius*) und seine klar umschriebene Freiheit (*libertas*). Die *res publica* war für ihn kein abstrakter Begriff, *er* war – wie alle Römer – die *res publica*. Heute, so will mir scheinen, bedürfen wir im Rahmen der Internationalisierung unseres Lebens einer Rückbesinnung auf diese Begriffe. *Wie* dies geschehen soll, kann uns aber wiederum nur eine einzelne Gestalt vorleben. Herr Professor Merkle, die Universität Stuttgart verleiht Ihnen heute die höchste Würde, die sie zu vergeben hat, weil sie Sie *braucht*.

Gerhard Kohn *

Laudatio

Meine Damen und Herren!
Hochzuehrender Herr Professor Merkle!

Wenn die Geschichte einem ihrer Akteure den Beinamen „der Große“ verleiht, dann sind seine aufzählbaren Erfolge zwar umfangreich und notwendig, aber für dieses Attribut nicht hinreichend. Die Größe steht außer Frage. Wenn die Universität Stuttgart, die in Ihnen eine überragende Persönlichkeit der Region, in der wir leben, sieht, Sie bittet, ihr Ehrenbürger zu werden, so entspringt dies unserem Wunsch, eine Tradition fortzuführen, den Bürgern unserer Universität, den Studierenden und den Lehrenden und all den vielen, die uns im Wissenschaftsbetrieb helfen, ein Vorbild in ihre Mitte zu stellen.

Sie sind Ehrendoktor unserer Universität, Sie sind Professor. Sie haben viele andere an Sie herangetragene Ehrungen in vornehmer Zurückhaltung nicht angenommen.

Um so mehr danken wir Ihnen, daß Sie heute bei uns sind.

Warum die Geschichte dem Preußenkönig Friedrich den Beinamen „der Große“ verlieh, wurde mir erst richtig klar, als ich einige Stunden allein in seiner Privatbibliothek im Schloß Charlottenburg zubringen durfte. Herodot, Aristoteles, Prokop, Thomas von Aquin, Machiavelli und Spinoza sind mit Zetteln gespickt, die in Friedrichs Handschrift feinsäuberlich seine Anmerkungen tragen. Die Großen vor ihm, ihre Wege und Irrwege, und nicht nur die Tagesprobleme bestimmen das umfassende Denken Friedrichs bei der Bewältigung seiner Lebensaufgabe, für sein armes Volk aus Sand Gold und Ansehen zu machen. Hochgeachtet ist er, weil er der erste Diener seines Staates war und sein Vorbild. Er kann in seinem Testament schreiben: „Ich habe das Glück, mehr über Mangel an Belohnungsmöglichkeiten für verdiente Männer als über Mangel an Gefängnissen zur Einsperrung von Missetätern klagen zu müssen.“

* Prof. Dr.-Ing. Gerhard Kohn, Direktor des Instituts für Elektrische Nachrichtentechnik der Universität Stuttgart.

Sie haben 1931, als es 5 Millionen Arbeitslose gab, die Reifeprüfung abgelegt und statt eines Studiums eine kaufmännische Ausbildung begonnen. Aber Sie haben vielleicht gerade deshalb Studien in Tübingen und Heidelberg mit größtem Interesse betrieben, weil Sie diese Studien Ihrem Erwerbsleben abringen mußten. So war Erkenntnis immer für Sie Geschenk, und so konnten Sie aus der Ruhe Ihrer Bibliothek als Philosoph und Kaufmann das große Unternehmen souverän zu beispielgebenden Erfolgen führen.

Sie haben mit dem Soziologen Peter, der Sie früh gefesselt hat, die Ganzheit von Wirtschaft und Wissenschaft erkannt und ebenso die Notwendigkeit, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Prozesse in der Hand zu behalten, um sie als Ganzes zu gestalten.

Dies haben Sie mit Mut, Kraft und Entschlossenheit, aber auch mit Gelassenheit und Geduld getan. Die geistige Konzeption *und* das praktische Handeln, Theorie *und* die Praxis waren für Sie keine Gegensätze, sondern fruchtbare Paare. Natürlich hätten Sie sich mit der Führung des Hauses Bosch begnügen können, aber Sie wußten immer, daß dies in unserer Zeit nicht ausreichend gewesen wäre, um die hohen Ansprüche Ihres Gewissens zu erfüllen.

Wir alle wissen, unsere Zivilisation ist in Gefahr. Ortega drückt das schon 1931 so aus: „Die Natur ist immer da. Sie erhält sich selbst. Die Zivilisation erhält sich *nicht* selbst. Sie ist künstlich und sie bedarf des Künstlers. Wenn ein Volk sich die Vorteile der Zivilisation zu Nutzen machen will, sich aber *nicht* damit abgeben will, die Zivilisation zu erhalten, hat es sich gründlich geirrt. Im Handumdrehen wird es ohne Zivilisation dasitzen.“

Die Erkenntnis haben wir, doch was ist zu tun?

Sie haben es schon stets getan. Sie haben immer frühzeitig die Zusammenhänge erfaßt und erkannt. Sie haben versucht, in Ihr ökonomisches Denken, Planen und Handeln Gesetze und Maßstäbe zu bringen, die es ja gibt. Das Gewissen ist unser erster Maßstab. Die allgemein gültigen Naturgesetze unser zweiter. Und die Verpflichtung zu unseren Mitmenschen der dritte.

Wir brauchen Vorbilder, die uns durch ihren Weg, durch ihre Bewährung zeigen, wie wir uns verhalten sollen. Goethe sagt in der Iphigenie: „Ein jeglicher muß seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet.“

Der Mensch ist ja von Natur aus weder ganz gut noch ganz böse. Er wird gut durch die Vernunft und das Gewissen, das ihn lehrt, gut zu werden. Er wird dies aber nur durch Selbstzwang und Selbstüberwindung. Die Herr-

schaft der Bürger, die Demokratie, in der wir leben, ist ohne das Streben nach dem Guten und ohne die individuelle Verantwortung des Bürgers nicht lebensfähig.

Wir haben uns in Zeiten des Wohlstandes so manche Leichtfertigkeit angewöhnt. Wir sprechen vom *Job*, der ein Einkommen an Geld und Freizeit sichern soll. Wir sprechen nur noch selten vom *Beruf*, der zum Einkommen die *Befriedigung* verschafft und der zur Befriedigung auch die *Zuversicht* in eine gute Zukunft gibt. Mit großer Freude habe ich bei Ihnen gelesen, wie Sie mutig und optimistisch sagen:

„Ich vertrete, was die Recourcen angeht, aus innerer Überzeugung, die geradezu weltanschaulich ist, einen gegenteiligen Standpunkt zu unserem derzeitigen Pessimismus. Ich glaube, daß unsere Möglichkeiten zur Energiegewinnung, zur Energiewandlung unerschöpflich sind, damit aber auch unsere Möglichkeiten zur Gewinnung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen.“

Die Gesellschaft hat sich angewöhnt, das Ingenium und die Erfindungskraft als Grundlage der Technik nicht mehr zu achten. Sie will weniger Technik. Sie will nicht mehr die Tat des Unternehmers sehen, der aus der Technik schöpft und durch sein Handeln Wohlstand erzeugt. Sie sieht nicht mehr die Mühen, die notwendig sind, um Erkenntnisse der Natur abzuringen und sie in kunstvoller Weise zu brauchbaren Hilfen des Menschen zu machen. Die Technik und die Erfindungskraft sind nicht nur Werkzeuge, sie sind die Quelle unseres Wohlstandes, zumindest in diesem Land. Ihre leichtfertige Nichtachtung führt unweigerlich zu Armut und Not, sie führt zu sozialer Krise, zu Gewalt und politischer Instabilität. Wir haben in unserem Land keine andere Wahl, als uns alle zusammenzufinden bei der Erforschung der Natur, der Entwicklung der Wissenschaft und Technik, der tatkräftigen Verwandlung ihrer Erkenntnisse in Produkte, aber auch zu einer neuen Ökonomie von Gesellschaft und Staat. Kunst und Wissenschaft, Technik und Wirtschaft bilden unsere Kultur, in der wir leben.

Ist es da ein vermessener Wunsch, wenn eine technisch orientierte Universität den Dialog mit Ihnen sucht, der Sie all diese Erfahrung haben, der Sie den steinigen Weg gegangen sind und der Sie vielleicht jetzt, nachdem Sie nicht mehr die ganze Last der Verantwortung tragen, etwas Muße haben könnten, mit uns in einen Dialog zu treten? Wir wünschen an der Universität, daß wir in der Gesellschaft besser verstanden werden. Wir scheuen auch Kritik nicht, aber wir wollen, daß wir miteinander reden. Ich glaube, daß die Voraussetzung dazu gegeben ist, wenn ich Ihre Grundauffassung über die Wissenschaft in Ihren Aufsätzen verfolge. So sagen Sie

zum Beispiel: „Wir sehen, vielleicht konstruieren wir nur einen Gegensatz zwischen Bildung und Ausbildung.“ Sie sagen bewußt, daß „Forschung und Lehre ein Begriffspaar, ein unzertrennliches Ganzes, eine notwendige Verknüpfung ist“, und weiter: „Die Lehre auf der Ebene der Universität setzt forschendes Denken und Handeln voraus. Die höchste Vollendung des letzteren aber ist es, die Methoden des Forschens einer nachwachsenden Generation zu vermitteln.“ Und an anderer Stelle sagen Sie: „Wir müssen lehren wie man lernt. Und die Einübung des Denkens muß das Bildungsziel sein.“

Thomas Jefferson, der dritte Präsident der Vereinigten Staaten, drückt sein Regierungsprogramm in seiner Antrittsrede sehr einfach so aus: „Ich strebe eine weise und sparsame Regierung an, welche die Menschen davon abhält, einander zu schädigen, und ihnen im übrigen die Freiheit läßt, ihren eigenen Fleiß und Fortschritt zu regeln“.

Sie haben sich zum Vertrauen bekannt. Ich bin nicht für blindes Vertrauen, aber ich vertraue denen, die ihrem Gewissen folgen. So haben Sie mich über Ihre Äußerungen zum menschlichen Vertrauen in der Tiefe angesprochen. Sie haben sich zum Vertrauen bekannt als einer unerläßlichen Voraussetzung menschlichen Zusammenlebens. Ohne Vertrauen gibt es auch kein Selbstvertrauen, und ohne dieses keine Zuversicht, keine schöpferische Leistung und kein Vertrauen in die Zukunft.

Verehrter Herr Merkle,

Ich glaube, daß alle Ihre guten Taten und Erfolge überragt werden durch die Größe des Vertrauens, das Sie anderen geschenkt haben.

Ich erlaube mir die Bitte: Schenken Sie es unseren Studierenden und Lehrenden, schenken Sie es der Universität Stuttgart!

Eine Kultur oder viele? Die Zukunft der Kulturen

I.

Es gab eine Zeit (sie ist noch nicht lange her!), da dachte man, wenn man von Kultur sprach, vor allem an Europa. Kultur war vor allem europäische Kultur. Die Kulturen der Welt schienen in die europäische zu münden. Hier, in Europa, hatte der Mensch die ersten Schritte aus seiner „ungeselligen Geselligkeit“ getan, aus der „Rohigkeit zur Kultur“, die eigentlich in dem gesellschaftlichen Wert des Menschen besteht“ so Kant 1784¹. Hier, in Europa, war jenes Zentrum von Wissenschaft, Wirtschaft, Kunst und Technik entstanden, das der Welt zum Vorbild wurde, indem es Formen des Lebens, Rechts- und Staatsordnungen, künstlerische und wissenschaftliche Leistungen schuf, die sich alle Menschen aneignen konnten. Die höchste Kraft des Völkerlebens schien sich in dem kleinen Erdteil Europa – einem Kontinent nicht aufgrund geographischer Gegebenheiten, sondern allein kraft seiner Prägung durch Geschichte und Kultur – zusammenzudrängen. Noch in unserem Jahrhundert ist die Geschichte unserer Erde als „Weltgeschichte Europas“ (Hans Freyer) begriffen worden.

Die europäische Kultur ist das Produkt einer langen Geschichte – ich kann nur Stichworte in Erinnerung rufen. Schon in der Antike begannen sich, bei engstem räumlichem Zusammenhang, „Orient“ und „Okzident“ als etwas Verschiedenes zu empfinden. In den „Persern“ des Aischylos wurden die Griechen den Persern mit den Worten vorgestellt: „Keines Menschen Knechte sind sie, keinem Menschen untertan.“ Und bei Herodot errege Solon das Erstaunen des Perserkönigs Krösus, weil er den Nahen Osten „philosophierend“, das heißt allein um der theoretischen Erkenntnis willen, bereiste. Hier wurden Grundzüge des europäischen Zugangs zur Welt sichtbar: politisch in der Freiheit gleichberechtigter Menschen (im Unterschied zu Herrschaft und Knechtschaft in orientalischen Reichen); philoso-

1 I. Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (1784).

* Prof. Dr. Drs. h. c. Hans Maier, Lehrstuhl für christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

phisch im freien Erkunden und Wissenwollen (im Gegensatz zu östlicher Weisheit und Versenkung). Das reichte bis in unterschiedliche Körperhaltungen hinein: auf der einen Seite das forschend-erfahrende Unterwegssein, auf der anderen die Meditation, das regelungslos gesammelte Sitzen (Karl Löwith). Von daher galt als europäische Kultur eine Lebensordnung, die getragen wurden von beweglichen, erfinderischen, anpassungsfähigen Menschen; die bestimmt war von Entdeckungsfreude und rationalem Zugriff auf die Welt; der die Individualität mehr bedeutete als die Masse, die Freiheit mehr als die Macht.

Dem neuzeitlichen Denken war Kultur vor allem Naturbeherrschung. Gegenüber den älteren „pflegerischen“ Inhalten der Kultur – das Wort kommt ja von colere, pflegen – trat die Perspektive des Herstellens in den Vordergrund². Der Kulturbegriff erweiterte sich ins Praktische, Technische, Produktive. Die Kräfte der Natur, im Experiment gestellt, befragt, gemessen, wurden beherrschbar. So begann ein Prozeß der Welterschließung, der bis heute andauert – vom Urbarmachen der Wälder, Sümpfe, Wüsten und Steppen bis zur Eroberung des Luft- und Weltraums. Auch dieser Prozeß ging von Europa aus und hatte hier lange Zeit das Zentrum seiner Dynamik.

Es kam den Europäern zugute, daß Europa für die Begegnung von Menschen und Völkern günstige äußere Bedingungen bot. Extreme Klimaunterschiede waren hier ebenso unbekannt wie ausgedehnte Ödländer. Kaum ein anderer Teil der Erde besaß eine so lange Küstenstrecke und stand mit dem Meer in so enger Verbindung wie Europa. Erzeugnisse der verschiedensten Art, differenziert nach geographisch-klimatischen Zonen, verwiesen die Menschen auf Austausch, Handel, arbeitsteilige Kooperation. Die Bevölkerungsdichte war hoch. Andererseits gab es nie ein dominierendes, alle anderen beherrschendes Hegemonialvolk. Die Völker siedelten oft durcheinander und ineinander. Der Völkervielfalt entsprach die Vielzahl der Sprachen.

In diesen äußeren Verhältnissen, mehr noch in der inneren Haltung der Europäer lag es begründet, daß sich Europa immer wieder gegen Versuche der Fremdbestimmung, der Eroberung und Aneignung von außen, behauptet hat. Im Lauf der Geschichte hat es sich erfolgreich gegen zahlreiche Eroberer – Perser, Hunnen, Mongolen, Türken – zur Wehr gesetzt. Aber auch Hegemonialbildungen im Innern waren nie von Dauer: das gilt für die Ansätze einer spanisch-deutschen Weltmacht im 16. Jahrhundert ebenso wie später für die Eroberungen Ludwigs XIV., der Französischen Revolution

2 H. Maier, Natur und Kultur, in: Politisches Denken. Jahrbuch 1992.

und Napoleons – von den tönernen Reichen Mussolinis, Stalins, Hitlers im 20. Jahrhundert ganz zu schweigen. Auch das Römische Reich und seine mittelalterlichen und neuzeitlichen Fortsetzungen haben dauerhafte Traditionen nur begründet, sowie sie – über die bloße Machtausübung hinaus – Rechtsordnungen und Formen zivilisierten Lebens zu schaffen verstanden. Die europäische Staatenwelt war stets pluralistischer und vielgliedriger als die der byzantinischen, mongolischen, osmanischen und großrussischen Nachbarn. Neben Großreichen und Nationen haben im europäischen politischen Haushalt immer auch kleine Länder, Stadtstaaten, föderative Gebilde eine besondere Rolle gespielt. Der politischen Kultur Europas blieb, von vereinzelten Rückfällen abgesehen, das Kolossale und Uniforme fremd.

Als der nach Norden und Westen vorstoßende Islam die Einheit des Mittelmeerraums auflöste, rückte die Weltgeschichte in einer „Achsendrehung“ (Henri Pirenne) nach Norden. Europa konstituierte sich im Karolingerreich als ein Kontinent, der das antike und christliche Erbe des Römischen Reiches antrat. Aus dem Zerfall der griechischen Ökumene gingen die slawischen Völker und Sprachen hervor; aus den Resten des Römischen Reiches erwuchs die Völker- und Sprachenvielfalt der Romania; die germanische Welt kam als neues Ferment der Staatenbildung hinzu. So bildeten sich im Zusammenleben der Völker im romanisch-germanisch-slawischen Mittelalter die Formen des modernen Europa aus: Ebenbürtigkeit der Monarchen und Staaten, Ansätze eines gemeinsamen Rechts, beginnende territoriale Integrität der Staaten. Zu den Patronen dieses werdenden Europa gehören ebenso Benedikt, Kolumban und Bonifatius wie die Slawenapostel Kyrill und Methodius.

Auch das christliche Europa blieb im Wechselspiel der Universalgewalten in sich spannungsreich und dialektisch und verfestigte sich weder in einer Theokratie noch in östlichen Formen des Cäsaropapismus. Aus dem Kampf von Kaiser und Papst erwuchs kein neues „Drittes Rom“ – vielmehr gingen aus ihm die modernen Völker und Staaten hervor. Die Auflösung des mittelalterlichen Universalismus, die Pluralisierung Europas vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, das Hervortreten der Völker – dies alles begründete die moderne, aus Nationen oder Mehrvölkerstaaten bestehende europäische Staatengemeinschaft. Gleichzeitig war diese Epoche der Beginn der europäischen Ausbreitung über die bewohnte Welt im Zeitalter der Entdeckungen, der Mission und Kolonisation: erst jetzt bürgerte sich der Name Europa in der Geschichte ein.

Das neuere Europa war von der christlichen Tradition geprägt, aber in Konfessionen gespalten; es war eine Zivilisationsgemeinschaft, die jedoch

oft durch Staatenrivalitäten und -kriege erschüttert wurde; es bildete ein zunehmend einheitliches („europazentrisches“) Geschichtsbild aus, ein „Recht der zivilisierten Staaten“, eine gemeinsame europäische Rationalität und Technik – doch es weckte in den unterworfenen Völkern der Welt in einem langsamen Prozeß zugleich den Wunsch nach Autonomie, Lösung und Selbstverfügung. Auf dem Weg der Kolonisierung, der Ausbreitung der europäischen Kultur, des diplomatischen Verkehrs, des internationalen Rechts entstand im Lauf der neueren Jahrhunderte ein Weltstaatsensystem, in dem die Dynamik Europas globale, den ganzen Erdkreis umspannende Dimensionen gewann. Während die älteren Reiche der Weltgeschichte in historischen Sackgassen endeten, begann mit der europäischen, später internationalen Staatengesellschaft ein Prozeß universeller Verflechtung der Völker und Nationen.

Man muß diesen langen und intensiven historischen Prozeß vor Augen haben, wenn man die erstaunliche Ausstrahlung der europäischen Kultur auf die bewohnte Welt verstehen will. Europäische Kultur – das war kein einheitliches Gebilde. Es war ein Ensemble sehr verschiedener, oft in Spannung zueinander stehender, sich wechselseitig anziehender, abstoßender, steigernder Kräfte – von den antiken und christlichen Überlieferungen bis hin zu den säkularen Schöpfungen der Moderne in Recht, Ökonomie, Technik, Politik. In der Bündelung und Ballung dieser Kräfte wirkte die europäische Kultur unwiderstehlich auf die anderen (älteren und jüngeren) Weltkulturen ein. Sie stand ebenso hinter dem christlichen Missionar wie hinter dem erobernden Kolonisator, sie war Mitgift und Reisegepäck unzähliger Handelsleute, Soldaten, Gelehrter, Verwaltungsleute, Ingenieure und Techniker, die sich in den neuzeitlichen Jahrhunderten anschickten, die noch unbetretenen Regionen der Erde europäischem Gebot zu unterwerfen. Wie immer bei ungleichen Machtverhältnissen ging es dabei unsanft, ja gewaltsam zu: die außereuropäischen Kulturen wurden beiseitegedrängt, sie hatten ihr Eigenrecht schon verloren, ehe sie dazu kamen, es anzumelden. Sie konnten der europäischen Kultur nicht ausweichen; diese war übermächtig geworden. Das Sinken der einen, der Aufgang der anderen war die unausweichliche Folge.

So stand die Zeit von den großen Entdeckungen bis zum Ersten Weltkrieg im Zeichen einer kaum angefochtenen Dominanz europäischer Kultur. Die Europäer übten in dieser Zeit eine kulturelle Hegemonie über große Teile der Welt aus. Ob es sich um Wirtschaftsformen handelte, um technische, administrative, militärische Normen – Europa setzte überall die Maßstäbe. 1892 wurde die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus in allen Ländern Eu-

ropas mit stürmischem Jubel gefeiert. Das Ereignis galt als Beginn der Erschließung der Welt durch Europa, als Ouvertüre für die Bildung kolonialer Reiche, als Auftakt für den Siegeszug europäischer Kultur. Doch die Nemesis war nahe. Wenig mehr als 25 Jahre später hatte sich Europa in einem neuen Peloponnesischen Krieg selbst zerstört. Im Lauf des 20. Jahrhunderts schwand seine Weltmacht und mit ihr die bisherige kulturelle Dominanz. Nach einem zweiten Weltkrieg war von der Glorie europäischer Kultur nur noch ein matter Glanz übriggeblieben. Die Welt entzog sich endgültig der Vormundschaft des alten Kontinents. Alte zurückgedrängte Kulturen meldeten sich neuerlich zu Wort, und in Europa selbst begannen sich Kritik und Zweifel an der eigenen historischen Rolle zu verbreiten.

II.

Damit sind wir in der Gegenwart – und es beginnt das Schauspiel der Ent-Europäisierung der Kultur, eng verwoben mit dem Aufgang neuer pluralistischer Kulturen in aller Welt. Das Drama ist im Gang, die Bühne dreht sich vor unseren Augen, jeder Tag bringt neue überraschende Szenen. So kann ich auch hier nur ein paar Schlaglichter bieten, fünf kleine Kapitel aus einem Stück, das man überschreiben könnte: „Von der europäischen Weltkultur zu den Kulturen der Welt – vom hegemonialen Anspruch einer Kultur zur splendid isolation vieler“.

1.

Das Stück beginnt, der dramatischen Logik entsprechend, mit der Aufkündigung der kulturellen Loyalität durch die von Europa Kolonisierten (oder im Zug der europäischen Weltausbreitung „Modernisierten“) – ein Prozeß, der in den einzelnen Weltteilen zu verschiedenen Zeiten beginnt und sich nach unterschiedlichen Drehbüchern abspielt. Am frühesten lösen sich (schon seit der Jahrhundertwende) China und Indien aus ihren kulturellen Abhängigkeiten: die Namen Sun Yat-sen und Gandhi stehen nicht nur für politische Befreiung, sondern auch für die Besinnung auf kulturelle (konfuzianische und hinduistische) Traditionen. Länger brauchen die Länder der arabischen und afrikanischen Welt: hier treiben in der Zeit nach 1945 panislamische, panafrikanische, später kommunistische Bewegungen den Prozeß der Entkolonisierung voran. Am spätesten erwacht die süd- und mittelamerikanische Welt: sie gewinnt zunächst, seit den sechziger Jahren, in der Auseinandersetzung mit Nordamerika ihre „hispanische Identität“ zurück; heute

sucht sie nach ihren vor- und außerhispanischen, indianischen und afrikanischen „Wurzeln“.

Selten ist die Abwendung von Europa mit so viel Leidenschaft und Verbitterung proklamiert worden wie in dem 1961 erschienenen Buch „Les damnés de la terre“ (Die Verdammten dieser Erde) des auf Martinique geborenen, in Frankreich ausgebildeten algerischen Arztes Frantz Fanon. Das Buch, ein Manifest der antikolonialen Revolution, ist eine aggressive Antwort auf die vor allem von französischen Gelehrten vorgetragene These einer vorkolonialen Barbarei Afrikas. Aber Fanon sucht das Heil nicht in Konzepten eines afrikanischen Universalismus, nicht in den „mumienhaften Fetzen“ altafrikanischer Kultur, nicht in der intellektuellen Konstruktion einer „Négritude“. Der kolonisierte afrikanische Intellektuelle soll vielmehr „in die Eingeweide seines Volkes“ eintauchen, er soll am nationalen Befreiungskampf teilnehmen; denn seine Nation beweist man nicht mit Hilfe der Kultur, man erweckt sie nur im Kampf zum Leben³. Das bedeutet eine Absage an den – nach Fanons Meinung von Europa selbst verratenen – europäischen Universalismus:

„Verlassen wir dieses Europa, das nicht aufhört, vom Menschen zu reden, und ihn dabei niedermetzelt, wo es ihn trifft, an allen Ecken seiner eigenen Straßen, an allen Ecken der Welt.

Ganze Jahrhunderte lang hat Europa nun schon den Fortschritt bei anderen Menschen aufgehalten und sie für seine Zwecke und seinen Ruhm unterjocht; ganze Jahrhunderte hat es im Namen seines angeblichen „geistigen Abenteurers“ fast die gesamte Menschheit erstickt. Seht, wie es heute zwischen der atomaren und der geistigen Auflösung hin und her schwankt. Und trotzdem kann man von ihm sagen, daß es alles erreicht hat.

Mit Energie, Zynismus und Gewalt hat Europa die Führung der Welt übernommen. Seht, wie der Schatten seiner Monumente sich ausbreitet und vergrößert. Jede Bewegung Europas hat die Grenzen des Raumes und des Denkens gesprengt. Europa hat jede Demut, jede Bescheidenheit zurückgewiesen, aber auch jede Fürsorge, jede Zärtlichkeit.

Nur beim Menschen hat es sich knauserig gezeigt, nur beim Menschen schäbig, raubgierig, mörderisch. Brüder, wie sollten wir nicht begreifen, daß wir etwas Besseres zu tun haben, als diesem Europa zu folgen⁴.“

Wo Anklagen dieser Schärfe von den Kolonisierten erhoben werden, da ist das europäische Echo in Gestalt von Selbstzweifeln und Selbstzerflei-

3 F. Fanon, Die Verdammten dieser Erde (1981), 175 ff., 207 ff.

4 AaO 263.

schungen meist nicht weit. So rechnet Jean Paul Sartre in seinem Vorwort zu Fanons Buch mit Europa und mit dem „überseeischen Monstrum“ Nordamerika in Worten ab, welche die Heftigkeit des Nordafrikaners noch überbieten:

„Dieses Geschwätz von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Liebe, Ehre, Vaterland, was weiß ich. Das hinderte uns nicht daran, gleichzeitig rassistische Reden zu halten: dreckiger Neger, dreckiger Jude, dreckiger Araber. Liberale und zarte gute Seelen – mit anderen Worten, Neo-Kolonialisten – gaben sich schockiert über diese Inkonsequenz. Ob aus Irrtum oder schlechtem Gewissen: nichts ist bei uns konsequenter als ein rassistischer Humanismus, weil der Europäer nur dadurch sich zum Menschen hat machen können, daß er Sklaven und Monstren hervorbrachte⁵.“

Und an anderer Stelle, mit offenem Hohn:

„... Die europäische Elite begann eine Eingeborenenelite aufzubauen; man wählte Jünglinge aus, brannte ihnen die Prinzipien der westlichen Kultur auf die Stirn und stopfte ihnen tönende Knebel in den Mund, große teigige Worte, die ihnen an den Zähnen klebten; nach einem kurzen Aufenthalt im Mutterland schickte man sie verfälscht nach Hause zurück. Diese lebenden Lügen hatten ihren Brüdern nichts mehr zu sagen; sie hallten nur noch wider. Aus Paris, London und Amsterdam lancierten wir die Wörter „Parthenon! Brüderlichkeit!“, und irgendwo in Afrika, in Asien öffneten sich Lippen: „...thenon! ...lichkeit!“. Das war das Goldene Zeitalter⁶.“

2.

Ein zweiter Vorgang – diffuser und schwerer zu fassen – betrifft die Entwicklungspolitik. Entwicklung, Entwicklungshilfe, Entwicklungszusammenarbeit – unter dieser Devise waren die westlichen Industriestaaten nach dem Ende des Kolonialzeitalters der „unterentwickelten“, „entwicklungsbedürftigen“ Welt gegenübergetreten. Hinter den Begriffen steckt ein Stück europäischer Geschichtslogik – die Annahme nämlich, die Entwicklung werde in diesen Ländern gleich oder ähnlich verlaufen wie in Europa; früher oder später würden sie den europäischen-amerikanischen Standard erreichen. So orientierten sich die Konzepte der Entwicklungspolitik an den Maßstäben europäischer Rationalität. Die Modelle liefen auf einen universalisierten Typus westlicher Zivilisation hinaus. W. W. Rostows Werk „Stadien wirtschaftlichen Wachstums“ (1960) – in den sechziger Jahren ein ein-

5 AaO 23.

6 AaO 7.

flußreicher Leitfaden westlicher Entwicklungstheorie – verstand sich zwar als Alternative zum marxistischen Konzept der Entwicklung; doch es teilte mit dem Marxismus die lineare Sicht auf Geschichte und Entwicklung, die Neigung zu einheitlichen Erklärungsmustern im Weltmaßstab, die schematischen Periodisierungen; von der „Diktatur des Allgemeinen“ war es so wenig frei wie andere Modernisierungsstrategien. Man ging den geläufigen Weg der Verallgemeinerungen; das widerständige Eigene, die kulturelle Individualität wurde umgangen oder als „Entwicklungshindernis“ beiseitegeschoben. Das war einerseits begreiflich, denn im Zeitalter weltweiter Ökonomie und Kommunikation schien die eigensinnige Behauptung von Kultur und Sprache ein müßiger Zeitvertreib zu sein. Aber es war doch auch kurzichtig und schnellfertig; denn ohne Einsicht in Geschichte und Kultur eines Landes mußten die von außen auferlegten Entwicklungsdirektiven ins Leere laufen.

Der massive Fehlschlag vieler westlicher Entwicklungskonzepte hat denn auch seit den siebziger Jahren zu einer Neubesinnung und Neuorientierung geführt. Stand vorher, vereinfacht gesagt, Entwicklung gegen Kultur, so kehrte sich jetzt das Verhältnis um: die Stärkung der kulturellen Identität wurde zum Ausgangspunkt einer revidierten, einer neuen Entwicklungspolitik. „Self-Reliance“ hieß das neue Schlüsselwort, Selbstvertrauen – und darin steckten zwei ebenso elementare wie schlichte Einsichten: daß alle Entwicklung im Vertrauen auf die eigenen Kräfte gründet – und daß es kein weltweit gültiges Leitbild einer „besten Kultur“ gibt⁷.

Ich kann hier nicht verfolgen, wie diese Einsichten die westliche Zusammenarbeit mit den Entwicklungsländern beeinflußt und verändert haben. Noch weniger kann ich schildern, welche neuen Probleme auftauchten, sobald man den Weg zu den kulturellen Identitäten dieser Länder beschritt: Nationalismus und Ethnizismus, Rückfälle in Stammesmentalitäten, Verlust transkultureller Werte wie der Menschenrechte (darüber gleich mehr). Ich gebe wiederum einem Autor der Dritten Welt, dem Bolivianer H. C. F. Mansilla, das Wort, der in seinem Buch „Die Trugbilder der Entwicklung in der Dritten Welt“ (1986) Gewinn und Verlust der Entwicklungszusammenarbeit abgewogen hat:

„Wegen seiner Herkunft aus einem ländlich-katholischen, aristokratisch geprägten Milieu in Südamerika kennt er (sc. der Autor) aus eigener Erfahrung

7 Mir A. Ferdowski, Zum Stellenwert der Kultur in der bisherigen entwicklungstheoretischen Diskussion, in: M. Piazzolo (Hg.), Kulturelle Identität zwischen Tradition und Modernität (Akademie für politische Bildung Tutzing, Materialien und Berichte 62), 1992, 9ff.

die Vorzüge einer vorindustriellen Kultur, zu deren Merkmalen eine niedrige Kriminalität, eine fließende Sinnkommunikation und ein weiser Lebensrhythmus gehören. Trotz anderer positiver Eigenschaften, die von der Geborgenheit innerhalb der Großfamilie über die weniger zerstörte Natur bis zur besseren Qualität von Lebensmitteln reichen, kann man die Nachteile einer grundsätzlichen traditionellen Ordnung nicht übersehen: die augenfällige soziale Ungerechtigkeit, die immerwährende Langeweile, die politische-kulturelle Engstirnigkeit der Oberschichten sowie die schlechten Verkehrsverbindungen. Nachdem man lange in der modernen industriellen Gesellschaft gelebt hat, kann von einer Identifikation mit der traditionellen Ordnung nicht mehr die Rede sein. Aber man behält eine kritische Distanz zu vielen Aspekten der metropolitanen Zivilisation und somit zu mehreren zentralen Zielsetzungen, die nunmehr die Dritte Welt mit allen Kräften anstrebt. Ohne die positive Bedeutung der technisch-industriellen „Errungenschaften“, des hohen Lebensstandards, der gesteigerten sozialen Mobilität und der vorbildlichen Infrastruktur zu verkennen, nimmt man fragliche, ja negative Momente der metropolitanen Ordnung ohne Beschönigung wahr. Das Augenfälligste dürften in der Diskrepanz liegen, die zwischen dem materiellen Fortschritt und der Belanglosigkeit des Individuums besteht ...“ Mansilla warnt davor, die Widersprüche des Zivilisationsprozesses gewaltsam aufzulösen, die Vielfalt menschlicher Verhältnisse einzuebnen und Modernisierungskonzepte mit despotischen Mitteln voranzutreiben. Er erinnert daran, daß „wiederholte Vorhaben, das Schicksal der Menschheit nach wissenschaftlichen Vorstellungen und humanistischen Idealen zu gestalten, schreckliche Diktaturen hervorbrachten: Philosophen an der Macht pflegten die Enzyklopädie in der einen Hand und das Fallbeil in der anderen zu halten⁸“

3.

Ich sprach von den Menschenrechten. Auch in ihnen, in ihrem Verständnis, spiegelt sich der Streit der Kulturen, spiegelt sich die kulturelle Polyzentrik, die das Zeitalter europäischer Kulturhegemonie abgelöst hat. Die Menschenrechte gelten zwar heute weltweit, aber sie werden in den einzelnen Weltteilen sehr verschieden interpretiert, und manchmal droht ihr allgemeiner Gehalt in einer Vielzahl ethnischer Differenzierungen, kultureller und subkultureller Relativierungen unterzugehen. Daß die Menschenrechte nach 1945 erstmals Weltgeltung errangen – erin-

8 H.C.F. Mansilla, Die Trugbilder der Entwicklung in der Dritten Welt (1986), 14 f.

net sei an die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 im Rahmen der UNO –, war ein Sieg des europäisch-amerikanischen Rechtsdenkens; pessimistische Betrachter könnten sagen: ein letzter Sieg. Denn kaum war die weltweite Rezeption der Menschenrechte eingeleitet, zeigten sich Risse und Sprünge in dem so einheitlich erscheinenden Konzept. Die personalen Gehalte der Menschenrechte traten in vielen Ländern hinter sozialen und nationalen Postulaten zurück. Das Eigentumsrecht wurde bestritten. Vor allem aber: der universelle Anspruch der Menschenrechte, begründet im Konzept der einen und gleichen Vernunftnatur, wurde in mannigfachen Kompromissen mit anderen – außerwestlichen, nichtpersonalen – Kulturtraditionen oft nicht unerheblich eingeschränkt. Nicht wenige unter den pluralen Kulturen der heutigen Welt interpretierten die Menschenrechte auf dem Hintergrund eigener religiöser und politischer Erfahrungen neu und veränderten sie damit – manchmal bis zur Unkenntlichkeit. Dies geschah vor allem dort, wo die Gedanken der Personalität und Individualität, die das Menschenrechtskonzept des Westens trugen, kein Äquivalent in heimischen politischen und religiösen Traditionen fanden.

Beispiele für diesen Vorgang einschränkender, selektiver, umdeutender Interpretation gibt es genug; man kann sie wie Ludger Kühnhardt gezeigt hat, im islamischen Rechtskreis, aber auch im Buddhismus und Hinduismus, in Indien, China, Japan finden – vom nachkolonialen Afrika und vom „nachspanischen“ Lateinamerika nicht zu reden⁹. Hier hat sich das ausgebreitet, was man inzwischen die „dritte Generation“ der Menschenrechte nennt – die kulturellen Rechte (nach den personalen und sozialen). Ihre Wirkung ist ambivalent: sie können der Erweiterung des individuellen Freiheitsspielraums dienen, indem sie nicht das Allgemeine, sondern das Spezifische schützen; man denke an das Recht zum Gebrauch der Muttersprache. Sie können aber auch zur Entpersonalisierung führen – so etwa, wenn in der Afrikanischen Charta der Menschenrechte von 1981 Menschen- und Volksrechte einander gleichwertig gegenübergestellt werden: was bleibt vom individuellen Recht, wenn es auf dem Hintergrund des „Volksrechts“ interpretiert wird?

4.

Das führt zum Problem des Zusammenhangs der Kulturen. Stehen die Kulturen und Kulturkreise, die sich nach 1919 oder nach 1945 vom übermächtigen europäischen Vorbild emanzipiert haben, miteinander in Verbin-

9 L. Kühnhardt, Die Universalität der Menschenrechte (1987), 174 ff., 279 ff.

dung – oder sind sie isolierte Monaden? Verfügen sie über einen inneren Zusammenhalt, der über die polemische Abwehr europäischer Traditionen hinausgeht? Ist es nur die Suche nach „Roots“, Wurzeln, Traditionen, was sie zusammenhält, kulturelle Archäologie also – oder steckt in der Neuentdeckung kultureller Identitäten auch ein befreiendes, zukunftsweisendes Moment im Hinblick auf die zusammenwachsende Eine Welt? Wo soll der neubegonnene Prozeß enden – in kulturellem Austausch, kultureller Durchdringung oder in ethnischen Gettobildungen, ethnischen Säuberungen, in dem, was die ethnizistische Bewegung in den USA „the unmeltable ethnics“ nennt?

Diese Fragen sind im eben vergangenen Kolumbusjahr 1992 heftig diskutiert worden, sowohl in der Alten wie in der neuen Welt. Das Gedenken an die Entdeckung Amerikas vor 500 Jahren und ihre Folgen für die alten Kulturen Lateinamerikas gab ihnen zusätzliches Gewicht. Der Kontrast zu den Feiern von 1892 hätte nicht größer sein können. Kolumbus wurde 1992 nicht gerühmt, sondern angeklagt; kaum daß die Italiener ihres Landsmanns, die Spanier ihres Admirals gedachten. Lateinamerika hüllte sich in Trauer – und erfuhr zugleich in der Erinnerung an eine „500jährige babylonische Gefangenschaft“ (so ein kirchliches Treffen in Santa Maria, Brasilien, im September 1992) ein überwältigendes Gefühl seiner Identität. Die Wir-Gefühle, die hier ausgedrückt wurden, griffen über alle Unterschiede der Länder und Rassen, über alle Zeitdistanzen hinweg. Ein Zitat aus dem erwähnten Treffen in Santa Maria:

„Wir sind mißhandelt und an den Rand gedrängt worden. Man hat uns zu einem Volk von Migranten gemacht ... Wir sind Leute ohne Land, ohne Nahrungsmittel, ohne Gesundheit, ohne Haus. Wird sind zu viele. Und wir müssen uns immer noch jeden Tag anhören, daß wir Faulenzer, Menschen ohne Kultur und Bildung sind.

Man benutzte das Kreuz Christi als Knauf für das Schwert, das uns im Namen Gottes tötete. Und die Kirchen waren ausgeschmückt mit dem Geld, das um den Preis unseres Blutes unserer Erde abgerungen wurde... Das hat man uns angetan...“¹⁰

Oder die rasch berühmt gewordene Erklärung von Managua vom 12. Oktober 1992, formuliert von Indianern und Schwarzen und anderen Minderheiten, in der es heißt:

10 „Unterdrückte Kulturen lassen das Volk Gottes neu entstehen.“ Schlußbotschaft des 8. Interekklesialen Treffens der Basisgemeinden Brasiliens, in: Weltkirche. Dokumente aus Afrika, Asien und Lateinamerika, 7/1992, 233ff. (234).

„Wir, Männer und Frauen von Völkern und Nationen, die diesen riesigen Kontinent Abya Yala bewohnten; Erben ursprünglicher Zivilisationen, die die höchste Stufe an Wissen und Gemeinschaftsorganisation erreicht hatten; die unsere Flüsse, unsere Pflanzen und unsere Tiere gebändigt hatten, in großer Harmonie mit dem Kosmos und unserer Mutter Erde; wir, die wir deportiert, angekettet wurden in den Laderäumen der Sklavenschiffe bei der Abfahrt von den großen Territorien Afrikas, Wiege von Zivilisationen, die die Geschichte der menschlichen Kulturen ins Leben gerufen haben; ...Da sind wir, nach 500 Jahren! Wir begegnen uns hier ganz unten an unseren Wurzeln, Männer und Frauen, ohne daß die Hautfarbe, die Sprache, die Kulturen, die Gebiets- und Landesgrenzen zwischen uns Unterschiede herstellen; hier sind wir und holen zurück; was unser ist...“

Hier sind wir, nach 500 Jahren! Um in diesem ersten Jahr eines neuen Zeitalters die Gründung des INDIANISCHEN, SCHWARZEN UND ALLGEMEINEN VOLKSWIDERSTANDES anzukündigen...“¹¹

Der Leser, der diese und ähnliche Texte auf sich wirken läßt, hat das verwirrende Gefühl, die Geschichte laufe plötzlich rückwärts. Nicht die Sieger, Kolumbus, die Konquistadoren, die Spanier und Portugiesen, schreiben die Geschichte; vielmehr sollen, nach 500 Jahren, die Besiegten Gelegenheit zur Revanche erhalten. Ein Gegen-Fest, eine Gegen-Geschichte wird in Gang gesetzt. Was war, soll nicht gewesen sein: nicht die Entdeckung Amerikas (eine Nicht-Entdeckung wird sie polemisch genannt!), nicht die christliche Mission, nicht die Ausbreitung europäischer Kultur. Die Opfer waren zu groß – so muß man diese Texte verstehen. Kein religiöser und kultureller Fortschritt – und immerhin gab es bei den Inkas Menschenopfer! – kann die Zerstörung alter Kulturen, das vorwitzige Eindringen in ökologische und soziale Nischen der Weltgeschichte rechtfertigen. Was hat es am Ende gebracht, daß Amerika, das alte Amerika, mit Kanonenschüssen aus dem Schlaf der Zeiten geweckt wurde? Sollte man nicht besser diejenigen feiern, die niemals etwas entdeckten?

5.

Nochmals: Wie gehen Kulturen miteinander um? Die lateinamerikanischen Stimmen im Kolumbusjahr (oder doch die Hauptstimmen, denen sich das zerknirschte Europa anschloß, manchmal in einem wahren Bußrausch!) plädieren für ein absolutes Berührungs- und Veränderungsverbot. Kulturen,

11 500 Jahre indianischer, schwarzer und allgemeiner Volksaufstand. Erklärung von Managua, in: Weltkirche 10/1992, 327ff.

alte vor allem, sollen bleiben, was sie waren. Sie sollen nicht von neuen, besser ausgerüsteten, siegessicherer auftretenden „überholt“ werden. Schon Vergleiche, Wertungen, Zensuren, Ranglisten sind verwerflich – in ihnen zittert ja etwas nach von Europas altem Hegemonieanspruch, seiner mühsam gebändigten kulturellen Arroganz. Und wirkt diese Arroganz, so wird gefragt, nicht auch nach in den wissenschaftlichen Denkweisen und Methoden der westlichen und weißen Welt, Methoden, die vorschnell zum Allgemeingut der Vernunft erklärt wurden? Steht sie nicht auch hinter den Normen der Bildung, hinter den Kanontafeln des Wissenswürdigen und Relevanten? Wer hat denn die Weißen zu Richtern darüber eingesetzt, was lernens- und lesenswert, was erinnerungs- und überlieferungswürdig ist? Soll sich denn Bildung – gewiß etwas Lebendiges und Schöpferisches! – auf alle Zeiten vom Vergangenen nähren, vom Gedenken an die längst verwehten Taten und Schriften „toter weißer Männer“?

Sie sehen, wir nähern uns der aktuellen (amerikanischen wie europäischen) Diskussion über Kulturen, über den „politisch korrekten“ Umgang mit ihnen, über die Regeln ihres Umgangs oder Nicht-Umgangs miteinander im Rahmen einer „multikulturellen Gesellschaft“. Das ist ein weites Feld, in dem Zerrbilder und Karikaturen ebenso umlaufen wie Idealismen und Utopien. Versuchen wir ein zutreffendes Bild zu gewinnen, indem wir uns in die Lage einer Politik und Verwaltung versetzen, die an mehrere kulturelle Adressaten zu denken hat und zwischen ihnen nicht nach Rang und Würden gewichten darf. Wie geht sie vor? Wie vermittelt sie Bildung im Umkreis rivalisierender Kulturen?

Aus der amerikanischen Geschichte (und vom amerikanischen Staatswappen) kennt man den Spruch: E pluribus unum. Aus vielen und verschiedenen Menschen (Völkern, Rassen, Religionen) soll eine Gesellschaft werden – eben die amerikanische. Dieses Prinzip funktionierte lange Zeit – und zwar funktionierte es aufgrund unausgesprochener und oft unsichtbarer Hierarchien: es war eben die Mehrheit der WHASPs (white, anglosaxon, protestant), die bei der Integration den Ausschlag gab. Katholiken, Juden, Moslems, Buddhisten, fremde Ethnien vor allem lateinamerikanischer und fernöstlicher Herkunft, Schwarze – sie alle waren Minderheiten, und sie wurden nur in dem Maß assimiliert, in dem sie den amerikanischen Lebensstil, die amerikanischen Werte übernahmen. Dazu war wenigstens eine Mehrheit dieser Minderheiten immer bereit. So funktionierte das Prinzip des „melting pot“. Heute stößt es an deutliche Grenzen, weil die Zahl der religiös, ethnisch, kulturell „Uneinschmelzbaren“ zunimmt. Das sind vor allem Schwarze, fernöstliche Völker und die am stärksten wachsenden

Gruppen der „Hispanics“ (die letzten haben seit Jahrzehnten auch den englischen Sprachkonsens gekündigt!), es sind religiöse Fundamentalisten, es sind Zuwanderer mit dem erklärten Willen, sich nicht (mehr) assimilieren und integrieren zu lassen. Ein gewisses Maß „erratischer“ Gruppen verträgt jede freie Gesellschaft, und die USA, das Land der großen Räume, waren immer zur Toleranz bereit, wenn das nationale Zusammenleben nicht in Frage stand. Wie aber, wenn die Minderheiten zu Mehrheiten werden, wenn sie sich in den großen Städten hochgerüstet gegenüberstellen, wenn die Pluralitäten sich nicht mehr mischen, wenn Kulturen nicht mehr „transmissibel“ sind?¹²

Im Augenblick erleben wir in den USA das, was Arthur M. Schlesinger Jr. „The Disuniting of America“ genannt hat.¹³ Unterrichtsverwaltungen, oft alleingelassen von Verfassung, Gesetzgebung, Gerichten, legen die weiße Flagge bereit und ziehen die alten Prinzipien einer normativen, okzidentalen Kultur stillschweigend aus dem Verkehr. Sie weichen dem Druck der „unmeltables“. So wurden Ende der achtziger Jahre in den Lehrplänen von Kalifornien und New York die Anteile der europäisch-westlichen Geschichte und Sozialkunde drastisch reduziert, um Platz für bisher vernachlässigte ethnische und religiöse Interessen zu schaffen. Bei der Herstellung der Schulbücher erwies sich dann freilich, daß die Welt- und Geschichtsbilder der Minderheiten in vielen Punkten miteinander unverträglich waren. Am wenigsten „einschmelzbar“ waren Hispanics und Afro-Amerikaner. Die Unterrichtsverwaltung von Portland, Oregon, ging daher einen Schritt weiter: sie stellte in ihren Lehrplänen sechs Gruppen der Menschheit nebeneinander: Afrikaner, Asiaten, Hispanoamerikaner, Indianer, Bewohner der Pazifischen Inseln und Europäer. Die Lehrer sollten „Essays“ über diese Gruppen und ihre Geschichte in die Hand bekommen, Hilfsmittel, die dazu dienen, relevante Inhalte in den Unterricht einzuführen. Die Inspiratorin und Leiterin dieses Experiments, Carolyn M. Leonard, spricht offen aus, daß die „Wahrheit“ über eine Gruppe nicht notwendigerweise die „Wahrheit“ für eine andere sein muß. „Wir wissen, daß es diejenigen geben wird (die Einwände haben), wenn die Indianer sagen: „Wir sind nicht über die Beringstraße gekommen. Wir wurden in Amerika geschaffen.“ Aber das ist ihre Geschichte. Wir sagen den Menschen nicht, ihr müßt diese Übereinstimmung mit der Wissenschaft oder irgend etwas anderem erzielen. Wir sagen, wir wollen, daß ihr versteht, daß die einzelnen menschlichen Gruppen,

12 Vgl. W. Welsch, Transkulturalität, in: Information Philosophie 2/1992, 5ff.

13 A. M. Schlesinger Jr., The Disuniting of America (1991), 45ff., 73ff.

die Jahrtausende miteinander verbracht haben, eine Sicht der Welt haben, die sich von der eurozentrischen Sicht der Welt unterscheidet, und das ist in Ordnung. Wir wollen euch dieser Sichtweise aussetzen. Wir sagen nicht, ihr müßt jedes Wort glauben. Ihr müßt nicht glauben, daß die Indianer mit den Bäumen gesprochen haben, wenn ihr das nicht wollt. Aber ihr sollt zumindest wissen, daß es Menschen gibt, die etwas anderes glauben als ihr ..."¹⁴

Das sind Worte, die aus Verzweiflung und Idealismus gemischt sind. Mehrere „Geschichten“ treten in Konkurrenz zueinander. Die Grenzen zwischen Wahrheit und Mythos werden fließend. Von da ist es nicht weit zu jener Konstruktion einer ur-afrikanischen Geschichte, mit der die Menschheitsgeschichte begonnen haben soll: Afrika als kulturelle Wiege der Menschheit! Schon Ägypten war nach dieser Auffassung eine schwarze Schöpfung, Kleopatra eine „woman of color“. Die Griechen und Römer waren nur Nachahmer der Afrikaner. Das ist zwar Phantasie, hat aber Methode: als „ermutigender Mythos“ soll es den Afroamerikanern panafrikanischen Rückenwind geben und sie in ihrem schwierigen Lebenskampf stützen und stärken.

Schulen, Hochschulen, Unterrichtsverwaltungen – weiche Gebilde, die auf öffentlichen Konsens angewiesen sind – gehen, wenn sie dem Druck entschlossener Minderheiten ausgesetzt sind, meist den Weg des geringsten Widerstands. Der eine Ausweg heißt Quotenregelung. Kann man schon den Streit zwischen den Kulturen nicht entscheiden, so muß man doch dafür sorgen, daß alle säuberlich zu Wort kommen. So dringen im Curriculum, in den Schulbüchern, in den Zulassungen und Prüfungen Amerikas die Quotierungen vor. Dieses Mittel wirkt stärker und schneller als alle Kulturkritik. Sechs weiße Philosophen kann jeder nennen – aber sechs schwarze, sechs pazifische, sechs indianische? Literaturtexte gibt es in Europa, in den USA zuhauf – aber wer nennt fünf Meisterwerke aus der Karibik? Man traue sich nicht einzuwenden, die kulturellen Güter der Menschheit seien rund um den Globus ungleich verteilt! Saul Bellows grimmiges Wort: „Wenn die Zulus ihren Tolstoj haben, werden wir ihn lesen!“ hat ihm in Amerika bereits den Vorwurf des Rassismus eingetragen.

Das allerletzte Verständigungsmittel derer, die sich nicht mehr verständigen können, heißt dann „political correctness“. Auch diese Sprechweise hat ihre innere Logik. Da alle Kulturen, vor allem die der Minderheiten, im Grunde inkompatibel sind, da sie sich wechselseitig bekämpfen und zer-

14 R. K. Landers, Multikulturelle Bildung – ein Diskurs, in: america-dienst, 26. 8. 1992.

stören würden, ließe man sie aufeinander los, bleibt nichts übrig, als sie sorgfältig auf Distanz zu halten. Man muß sie behandeln wie störrische Kinder oder wie verfeindete Kriegsparteien. Man darf sie nicht reizen, muß sie mit ausgesuchter Höflichkeit behandeln. Dem dient ein System ausgeklügelter Euphemismen, ein Set von Sprachregelungen, die manchmal an Orwells „Neusprach“ erinnern. Neger werden zu Schwarzen, Schwarze zu Farbigen, Behinderte zu Andersbefähigten (differently abled), Haustiere zu tierischen Begleitern (animal companions) undsoweiter. Gnadenlos wird der Sprache alles Bezeichnende, deutlich Umgrenzende, Triftige genommen. übrig bleibt ein kernloses, aber unanständiges Verständigungsmittel, eine Sprache diplomatischer Formelkompromisse. Die Jagd nach falschen Wörtern ist in vielen heutigen amerikanischen Universitäten zu einem neuen McCarthyismus geworden – sie tötet freie Rede und demokratische Spontanität. Gewiß wird dieser Fieberanfall eines Tages wieder abklingen; Amerika wäre nicht Amerika, wenn es anders käme. Doch im Augenblick herrscht die Sprachregel der Correctness bedrückend auf dem amerikanischen Campus. Ich halte diesen Sachverhalt für schlimmer als die „Riots“ von Los Angeles im letzten Jahr. Ist dies wirklich der Preis für multikulturelle Toleranz und Befriedung?¹⁵

III.

Fazit nach diesem Rundblick: Die europäische Kulturhegemonie besteht nicht mehr. Das kann jeder sehen, der die pluralen (alten und neuen) Kulturen unserer Zeit ins Auge faßte. Aber was ist an die Stelle der europäischen Kultur getreten? Ist sie ersetzt, überholt, verbessert worden? Oder gilt vielmehr die skeptische Bilanz, die Octavio Paz vor einigen Jahren bei der Entgegennahme des Friedenspreises in Frankfurt zog, als er sagte „Am geschichtlichen Horizont dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts hat nichts den fruchtbaren Einfluß ersetzen können, den die europäische Kultur seit dem 18. Jahrhundert auf das Denken, die Sensibilität und die Imagination unserer besten Schriftsteller, Künstler und gesellschaftlicher und politischer Erneuerer ausgeübt hat.“¹⁶

15 Chr. Brinck, Multi-kultureller Joghurt. In amerikanischen Universitäten greift ein Sprach-Terror um sich, Süddeutsche Zeitung vom 2./3. 11. 1991; J. von Uthmann, Minderheit geht vor Wahrheit. Korrektheit korrumpiert: Was man an Amerikas Universitäten nicht aussprechen darf, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 18. 7. 1992.

16 Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Reden und Würdigungen 1976–1985 (1985), 330ff. (350).

Zumindest in einer Hinsicht hat die europäische Kultur unter den pluralen Kulturen der Gegenwart keine Nachfolge gefunden. Keine dieser neuen oder neubelebten Kulturen ist in einem so ausgeprägten Sinn transnational, wie es die europäische war. Das erklärt sich bei vielen von ihnen aus ihrer geschichtlichen Herkunft, aus der Entkolonisierung, dem nationalen Befreiungskampf. Aber es schränkt zugleich ihren Radius, ihre Wirkung auf andere, ihre Universalität ein. In die europäische Kultur sind stets nicht nur nationale, sondern auch übernationale, „ökumenische“ Elemente eingeflossen – Elemente der jüdischen und christlichen, der griechischen und römischen Überlieferung. Sie war immer mehr als nationale Kultur; daher ging sie in den Kriegen, die Europas Völker gegeneinander führten, nicht unter. Heinz Friedrich hat diesen Tatbestand so ausgedrückt: „Das Universum des Geistes verbindet die Kulturen der Menschen, deren physische Aggression sie untereinander entzweit.“¹⁷ Das ist aus europäischer Erfahrung gesprochen. Anders ist es, wenn Kultur nur als Aspekt der Nation gilt, wenn die Nation – ich zitiere nochmals Frantz Fanon – zur „materiellen Stammutter“ der Kultur erklärt wird. „Die algerische Nationalkultur nimmt im Lauf der Kämpfe Gestalt an“, schreibt Fanon, „im Gefängnis, vor der Guillotine, in den eroberten und zerstörten französischen Militärposten.“¹⁸ Eine solchermaßen mit Aggression und Kampf verwobene Kultur wirkt auf ihre Umwelt wenig einladend – so wie das Europa der Kreuzzüge wenig einladend auf seine Nachbarn wirkte. Doch die europäische Kultur wuchs immer wieder über dieses Kampfmodell hinaus; wieweit dies den pluralen Kulturen des 20. Jahrhunderts gelingt, ist noch offen.

Hervorgegangen aus dem Kampf gegen die europäische Übermacht, sind die meisten Nationalkulturen der heutigen Welt auf Selbstbehauptung gestellt. Viele schließen sich ab, grenzen sich ein. Sie wollen keine Derivate Europas sein, sie legen Wert auf eine selbstbestimmte Existenz. Daher die Rückwendung zu den „Wurzeln“, zum Ethnischen und Stammesmäßigen, daher die Tendenz zum Partikularen und oft zum Chauvinismus. Das Verhältnis zu anderen Kulturen, zu „Welt“, „Menschheit“, „Menschenrechten“ bleibt vielfach ungeklärt. Interkultureller Dialog ist oft mehr ein Lippenbekenntnis als eine Realität. Schien es früher ausgemacht, daß alle Kulturen früher oder später in die Eine Welt – gedacht als ein vergrößertes Europa – einmündeten, so stehen viele der heutigen Kulturen wie fensterlose Moden kommunikationslos nebeneinander. Zwischen den Weltbildern und

17 Zit. nach Süddeutsche Zeitung vom 3. 3. 1993.

18 Fanon (Anm. 3), 197.

Weltanschauungen – auch zwischen den Religionen – scheint die Fremdheit eher zu wachsen als abzunehmen.

Im Abstand der Kontinente mag das Zusammenleben der so verschiedenartigen Kinder dieses Planeten dennoch möglich sein. Schwierig wird es, wenn die Kulturen aufeinanderrücken und auf engem Raum aneinanderstoßen, wie es in den amerikanischen Metropolen, aber auch in West- und Südeuropa geschieht. Dann tauchen Völker und Rassen ineinander, dann entstehen die Freuden und Leiden der „multikulturellen Gesellschaft“. Durchaus auch die Freuden, wie ich betonen will: wer sich nicht begeistern kann am „Schicksal der Völker auf Gottes Erdboden“ (Johann Gottfried Herder), wer nichts ahnt von der Polyphonie der Sprachen, Literaturen, Künste, der pflege ruhig weiter seinen kulturellen Schrebergarten – von der Welt, von der Kultur hat er nichts begriffen. Selbst in dem ungeheuerlichen Völkergemisch von Los Angeles gibt es ja nicht nur Aufstände und Brandsätze, nicht nur Sprachbarrieren und Feindseligkeiten – es gibt auch friedliches Zusammenwirken, urbane Gemeinsamkeit, Freundschaften und multikulturelle Initiativen. Ein „melting pot“ ist diese Stadt freilich nicht mehr – eher ein empfindlich-labiles Gefüge aus lauter Minderheiten. E pluribus unum gilt hier nicht mehr; die Pluralitäten, auch die verschiedenen Sprache, werden bleiben.

Damit ein solches Gefüge seine Balance wahren kann, müssen eine Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein. Die sozialen Unterschiede dürfen nicht übergroß werden, Gericht und Polizei müssen funktionieren, damit die Selbsthilfe nicht einreißt, vor allem aber: ein hohes Maß wechselseitiger Einfühlung ist nötig, eine Tugend, die ohne einen bescheidenen allgemeinen Wohlstand nur schwer gedeihen kann. Die einzelnen Gruppen dürfen sich nicht abschotten, keine darf die andere majorisieren wollen, alle müssen bereit sein, miteinander zu verhandeln, sich zu einigen. Auf ein solches Zusammenspiel sind die heutigen Kulturen noch wenig vorbereitet. Daher kommt es in multikulturellen Gesellschaften oft weniger zur Zusammenarbeit als zu einem Nebeneinander befestigter Gettos. Das spricht nicht gegen das Ideal des Zusammenlebens verschiedener Kulturen, macht aber auf die Schwierigkeiten der Realisierung aufmerksam. Es ist eben nicht leicht, selbst in föderalistisch organisierten Staaten nicht, politische Einheit und nationale und kulturelle Vielfalt gleichzeitig zu realisieren. Erst recht sind völlige Integration einerseits, gänzlicher Erhalt der kulturellen Herkunft und ihrer Merkmale andererseits selten zu erreichen. „Niemand kann sich in eine neue Umgebung einfügen, ohne einen Teil seines angestammten kulturellen Selbstverständnisses aufzugeben“, hat der Pädagoge Siegfried Uhl

zurecht bemerkt. Das Erziehungsziel einer multikulturellen Gesellschaft läßt sich aber vernünftig interpretieren. Dann umschreibt es die Fähigkeit, „das Leben in der neuen Kultur selbständig zu meistern und sich gleichzeitig einige sprachliche und kulturelle Bande an die Heimat der Eltern zu bewahren“¹⁹. In diesem Sinn wird multikulturelle Erziehung in Bayern übrigens schon seit Jahrzehnten praktiziert – ich erinnere nur an Initiativen wie muttersprachliche Klassen für Kinder ausländischer Arbeitnehmer, an die großzügige Anstellung ausländischer Lehrer im bayerischen Schuldienst und an den ersten deutschen Lehrstuhl für Deutsch als Fremdsprache in München, wo Harald Weinrich Jahre hindurch eine neue Perspektivik der Vermittlung eigener und fremder Sprachen entwickelt hat. Solchen Initiativen wäre auch in anderen Ländern der Bundesrepublik Nachahmung und Verbreitung zu wünschen, wo man vielfach noch an überholten Integrationskonzepten nationalstaatlicher Observanz festhält.

Ohne Rekurs auf das Allgemeine – sprich auf die Menschenrechte – werden solche Experimente freilich kaum glücken. Gerade die multikulturelle Gesellschaft bedarf, um nicht auseinanderzufallen, eines Fundaments an gemeinsamen Überzeugungen, Werten und Spielregeln, einer gemeinsamen Sprache jenseits ihrer Regiolekte und Soziolekte.

Also am Ende doch wieder die europäische Vernunftnatur als Bindemittel pluralistischer Kulturen? Die Antwort lautet: Ja, freilich unter der Voraussetzung, daß nicht wieder die alte Diktatur des Allgemeinen fröhliche Urstände feiert, die das europäische Denken bei vielen außereuropäischen Völkern zurecht in Verruf gebracht hat. In dieser Hinsicht haben wir Europäer, hoffe ich einiges dazugelernt. Wir wollen nicht mehr von Hegel hören, daß die Kulturen des alten Amerika untergehen mußten, sobald der „Hauch europäischen Geistes“ sie berührte. Was „mußte“ nicht schon alles untergehen in der Geschichte, vom Inkareich bis zu den Stammesgesellschaften Afrikas, von Armenien und Kurdistan bis Bosnien, weil es nicht in weltgeschichtliche Abläufe paßte und weil die tonangebenden Interpreten wieder einmal Gott mit den stärksten Bataillonen gleichsetzten? Wir wollen uns auch nicht mehr von Marx belehren lassen, daß die indische Religiosität des Menschen als Beherrschers der Natur „unwürdig“ sei. Auch die angestrebten Hymnen Max Webers auf die abendländische Rationalität (die manchmal etwas von verzweifelter Selbstermunterung haben!) klingen heute manchmal verstimmt. Ich bin überzeugt: Wenn Europa wieder mit den außereuropäischen Kulturen ins Gespräch kommen will, wird

19 S. Uhl, Multikulturelle Erziehung in der Schule, in: Mut, November 1992, 60ff. (62).

es einige seiner „Meisterdenker“ in die Schranken weisen und ihre Botschaft relativieren müssen.

Ohne die Menschenrechte, sagte ich, wird der Aufbau einer humanen Welt nicht gelingen. Aber die Menschenrechte müßten im Licht der Erfahrungen unserer Zeit, um Dialog der Kulturen, neugedacht werden. Das Besondere, Eigene, Widerständige, das sich in den Kulturen darstellt, müßte in sie aufgenommen werden. Dazu bräuchte man nicht neue „kulturelle Grundrechte“. „Die Lösung aus den Bindungen“, schreibt Henning Ottmann, „hat die Menschen als Menschen frei und gleich gemacht. Das ist die schöne Erregenschaft moderner Freiheit, die aufs höchste bewahrungswürdig ist. Aber wenn sie den einzelnen nicht zurücklassen soll als die individualisierte Null – ohne Herkunft und Familie, ohne Religion und Nation –, dann muß zur modernen Freiheit auch gehören, daß man nun – rechtfertigungsunbedürftig – sein kann, was man ist: Jude, Katholik, Deutscher, Italiener usf. Erst dies wäre gelungene Emanzipation.“²⁰

Mit diesen Andeutungen will ich schließen. Das Fazit ist klar: Die kulturelle Hegemonie Europas kehrt nicht wieder. Sie zu beschwören wäre vergebliche Liebesmüh. Die Isolation der heutigen Kulturen sollte schleunigst überwunden werden; sie steht im Widerspruch zu der sich bildenden Weltgesellschaft, mag diese auch vorläufig auf Technik, Verkehr, Medien beschränkt sein. Das kann nur geschehen durch Austausch, Dialog, Aufeinanderhören, Rezeption, Anverwandlung des Fremden, „Aneignung durch Nachbildung“ (F. Kemp), kurzum durch friedliche Eroberungen vielfältiger Art. Das könnte eine Chance für Europa sein, wenn es sich nicht in Nostalgie zurückzieht, wenn es aus seinen Fehlern lernt, wenn es den zweiten Mut zur eigenen Geschichte findet.

20 H. Ottmann, Leerlauf der Emanzipation, Süddeutsche Zeitung vom 20./21. 2. 1993.

Hans L. Merkle *

Danksagung

Magnifizenz,

Ihnen – und damit dem Senat der Universität, der ganzen Universität – der „universitas magistrorum et scholarium“, wie es im Bologna des Mittelalters hieß – danke ich von Herzen für die Verleihung der Ehrenbürgerwürde. Ebenso herzlich danke ich Professor Gerhard Kohn für die Laudatio – ich würde sie nicht, jedenfalls nicht in allen Punkten – unterschreiben, verehrter Herr Kohn, und Professor Hans Maier für seinen Festvortrag, der uns alle bereichert hat, aber auch ermutigt hat in einer Zeit, in der so viel vom Ende der Geschichte und damit vom Ende der Kulturen die Rede ist.

Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß wir in Stuttgart am gleichen Tag am gleichen Rednerpult stehen, verehrter, lieber Hans Maier.

Und ich danke Ihnen allen, meine sehr verehrten Damen, meine Herren, daß Sie einen Nachmittag geopfert haben, um an einer Veranstaltung teilzunehmen, die sich um einen Zauderer dreht. Das heißt um einen Menschen, der gezögert hat, Ja zu sagen, als er hörte, was man mit ihm vorhatte. Aber ich freue mich, daß Sie alle gekommen sind – schließlich habe ich ja doch zugestimmt.

Ich weiß, daß es sich bei der Wahl zum Ehrenbürger einer Universität, der Universität Stuttgart, um eine seltene Ehrung handelt. Eine Ehrung, von der ich nie erwarten durfte und nie erwartet habe, daß sie auf mich zukommen würde. Und von der ich noch immer glaube, daß ich sie nicht verdient habe, da ich mich selbst jedenfalls nicht um die Universität Stuttgart im besonderen verdient gemacht habe.

Wenn ich dann doch Ja gesagt habe – ich konnte wohl auch nicht mehr anders –, so in dem Bewußtsein, daß diese Verleihung nicht in erster Linie einer persönlichen Leistung gilt. Vielmehr dem Haus, dem ich seit fast vier Jahrzehnten diene, dem Haus und posthum seinem Gründer. Und sie gilt meinen Kollegen und Mitarbeitern, die mir über die Jahrzehnte hindurch zur

* Prof. Dr. h. c. Hans L. Merkle, Persönlich haftender geschäftsführender Gesellschafter der Robert Bosch Industrietreuhand KG (bis 1993).

Seite gestanden haben, denen ich Anregung, Unterstützung, Zuarbeit, Weitsicht, aber auch Nachsicht verdanke.

Die Universität Stuttgart und Bosch stehen sich seit eh und je nahe. Wir waren von Anfang an Nachbarn, und als wir 1962 unseren alten Firmensitz in der Breitscheidstraße verkaufen mußten (wir platzten aus allen Nähten), war es unser erklärtes Ziel, dem Nachbarn Luft zu schaffen. Die war ja auch der Universität in der Stuttgarter Innenstadt ausgegangen. (Das kam dann zwar anders und besser für die Universität).

Nicht nur die räumliche Nachbarschaft vergangener Tage verbindet uns mit der Universität. Für die Zukunft des jungen Robert Bosch war es entscheidend, daß er Anfang der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts – also noch vor der Amerikazeit des Gründers unseres Hauses – bei dem damaligen „Hauptlehrer“ Dietrich in der Maschineningenieurabteilung der Technischen Hochschule die Grundkenntnisse der Elektrotechnik erwerben konnte. Er blieb – wir alle wissen das – seiner Alma mater in Wort und Tat treu, und die geschichtliche Verantwortung, die er unserem Haus auferlegt hat, schließt auch die Heutigen in diese Treuepflicht ein. Er hat – und das greift über die Universität hinaus – die Vollstrecker seines Willens – und das sind wir alle, die bei und für Bosch arbeiten – verpflichtet, dem Unternehmen ihre ganze Kraft zu geben, darüber aber die „öffentliche Sache“, die ihm zeitlebens am Herzen lag, nicht zu vergessen. Die gemeinnützige Robert Bosch Stiftung, die auf seine weitsichtige Entscheidung zurückgeht – und deren Errichtung die Erben selbstlos zugestimmt haben –, ist und bleibt Ausdruck seines umfassenden Wirkens über das Unternehmen hinaus. Das führt uns zurück auf die Verpflichtung, die wir gegenüber der Hochschule im allgemeinen haben und die wir der Universität Stuttgart gegenüber im besonderen empfinden. Ich sehe unsere Pflicht nicht nur, und nicht einmal in erster Linie, materiell, sondern zunehmend ideell. Die deutsche Hochschule ist in Bedrängnis geraten, aus der sie allein aus eigener Kraft nicht frei kommt. Aber auch nicht ohne eigene Kraft, nicht ohne gedankliche, planende, verwirklichende Anstrengung auf der Seite der Hochschule. Nicht ohne Kompromisse, die man nicht danach beurteilen sollte, was man hinzugeben hat, sondern danach, was man am Schluß übrig behält. Aber ich wollte nicht auf Kritik hinaus, sondern auf die Erkenntnis, daß man die Notlage der deutschen Hochschule nicht nur von einer Seite her beheben kann, sondern von allen Seiten angehen muß. Auch von der Seite der Wirtschaft. Mit eigenem Handeln aus allen Richtungen und in alle Richtungen.

Meine Damen und Herren, Sie haben lange ausgeharrt – nur noch zwei, drei Sätze: Ist es nicht merkwürdig – des Merkens würdig –, daß ein Mensch,

der es nie zu einem konsequenten Studium, nie zu einem akademischen Abschluß gebracht hat, Ehrenbürger einer Universität wird? Die Leistung, die dafür notwendig ist, kann keiner aus sich heraus allein erbringen – er braucht die fördernde, unterstützende Hand vieler – und ich wollte zum Schluß nochmals sagen, wie dankbar ich allen bin, die mir geholfen haben. Ich habe Vertrauen zu der Universität Stuttgart, und ich will versuchen, das Vertrauen, das die Universität mir entgegenbringt, zu rechtfertigen.

Ulrich Sieber

Verzeichnis* der Ehrenbürger der Technischen Hochschule bzw. der Universität Stuttgart

Bach, Carl von Dr.-Ing. h.c., Dr. rer. nat. h.c.

* 8.3.1847 † 10.10.1931

Professor an der Technischen Hochschule Stuttgart, Staatsrat.

Ehrenbürger 1929

Bauer, Karl Dr. jur. h.c.

* 29.11.1876 † 9.10.1947

Ministerialrat im Kultministerium

Ehrenbürger 1929

Bauersfeld, Walther Dr. jur., Dr. rer. nat. h.c., Dr.-Ing. E.h.

* 23.1.1879 † 28.10.1959

Professor für Technische Mechanik an der Universität Jena 1927–1945. Mitglied der Geschäftsleitung der Firma Carl Zeiss, Jena, später Oberkochen 1908–1959. Honorarprofessor an der TH Stuttgart seit 1949.

Ehrenbürger 1954

* Das Verzeichnis ist aus zwei Auflistungen entstanden, von denen sich eine im bei der Universitätsbibliothek geführten Universitätsarchiv befindet, die andere von Professor Dr.-Ing.G.Kohn, Institut für Elektrische Nachrichtentechnik zur Verfügung gestellt wurde.

Da 1944 bei einem Bombenangriff sämtliche Akten der Verwaltung vernichtet worden sind, mußten diese Listen durch Heranziehung gedruckter Quellen – biographische Nachschlagewerke, Zeitungsartikel, Nachrufe etc. – ergänzt werden. Lediglich für die Nachkriegszeit konnten auch die Akten der Verwaltungsregistratur der Universität Stuttgart herangezogen werden.

Die Angaben der einzelnen Quellen widersprechen sich zum Teil. Es kann daher keine Gewähr für die Richtigkeit und die Vollständigkeit übernommen werden. Hinweise und Ergänzungen werden von der Universitätsbibliothek gern entgegengenommen.

Bazille, Wilhelm Dr. med. h.c.

* 25.2.1874 † 1.2.1934

Württ. Staatspräsident 1924–1928, Kultminister 1928–1933

Ehrenbürger 1929

Beyerle, Josef Dr. jur. h.c.

* 27.8.1881 † 2.6.1963

Württ. Justizminister 1923–1933, Justizminister von Württemberg-Baden 1946–1951

Ehrenbürger 1929

Bolz, Eugen Dr. rer. pol. h.c.

* 15.12.1881 † 23.1.1945

Württ. Justizminister 1919, Innenminister 1923, Württ. Staatspräsident 1928–1933. Wegen seiner Beteiligung an der Verschwörung vom 20. Juli 1944 hingerichtet

Ehrenbürger 1929

Bonatz, Paul Dr. Ing. E.h.

* 6.12.1877 † 20.12.1956

Architekt, Professor an der TH Stuttgart 1908–1944. Professor an der Technischen Universität Ankara 1946–1954

Ehrenbürger 1952

Bosch, Robert Dr. Ing. E.h.

* 23.9.1861 † 12.3.1942

Elektrotechniker, Industrieller

Ehrenbürger 1929

Casanova, Marchese Silvio della Valle di

* 14.12.1861 † 19.10.1929

Schriftsteller

Ehrenbürger 1929

Dehlinger, Alfred Dr. rer. pol., Dr. med. h.c. Professor

* 20.5.1874 † 24.7.1959

Württ. Finanzminister 1924–1942

Ehrenbürger 1929

Euting, Walter

* 15.4.1871 † 14.2.1939

Vorstand der Ministerialabteilung für Straßen- und Wasserbau

Ehrenbürger 1929

Fahr, Otto Dr.-Ing., E.h.

* 19.8.1892 † 24.2.1969

Ingenieur. Geschäftsführender Gesellschafter der Firma Werner & Pfleiderer. 1912 in Stockholm Olympiasieger im Schwimmen (Silbermedaille).

Ehrenbürger 1961

Finsterwalder, Sebastian Dr. rer. nat., Dr. techn. E.h., Dr. phil. h.c.

* 4.10.1862 † 4.12.1951

Geheimrat, Professor der Mathematik an der TH München 1891–1931

Ehrenbürger 1929

Fischer, Theodor Dr. phil. h.c., Dr.-Ing. E.h. (TH Stuttgart 1922)

* 28.5.1862 † 25.12.1938

Architekt. Geheimrat, Professor an der TH Stuttgart 1901–1905. Professor an der TH München 1908–1929

Ehrenbürger 1929

Görges, Johannes Dr.-Ing. E.h.

* 21.9.1859 † 7.10.1946

Geheimrat. Professor der Elektrotechnik an der TH Dresden 1901–1929

Ehrenbürger 1929

Grammel, Richard Dr. rer. nat., Dr. sc. techn. h.c.

* 3.3.1889 † 28.6.1964

Professor für Technische Mechanik und Wärmelehre an der TH Stuttgart 1920–1957, Rektor 1929/30, 1945/1948

Ehrenbürger 1949

Hahn, Otto Dr. phil., Dr. rer. nat. h.c., Dr.-Ing. E.h.

* 8.3.1879 † 28.7.1968

1912 Mitglied, 1928 Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie, 1946–1960 Präsident der Max-Planck-Gesellschaft. Nobelpreisträger für Chemie 1944.

Ehrenbürger 1949

Haspel, Wilhelm Dr.-Ing., Dr.-Ing. E.h.

* 29.4.1898 † 6.1.1952

Generaldirektor der Daimler-Benz-AG 1942–1945, 1948–1952

Ehrenbürger 1951

Hindenburg, Paul von

* 2.10.1847 † 2.8.1934

Generalfeldmarschall, Reichspräsident 1925–1934

Ehrenbürger 1929

Kade, Max Dr. Ing. E.h.

* 13.10.1882 † 15.7.1967

Fabrikant. Präsident der Max Kade Foundation, Inc.

Ehrenbürger 1953

Keil, Wilhelm

* 24.7.1870 † 4.4.1968

Reichstagsabgeordneter 1910–1932. Landtagsabgeordneter 1909–1932, 1947–1952. Württ. Arbeits- und Ernährungsminister 1921–1923. Präsident der Verfassungsgebenden Versammlung 1919 und 1949. Präsident des Württ.-Bad. Landtag 1947–1952

Ehrenbürger 1949

Kreß, Heinrich Dr. Ing. E.h.

* 13.10.1882 † 15.7.1967

Direktor der Siemens & Halske AG Berlin, Geschäftsführer der Siemens-Bauunion

Ehrenbürger 1929

Lippart, Walter Dr.-Ing.

* 21.10.1899 † 3.10.1962

Geschäftsführer der Robert Bosch GmbH Stuttgart

Ehrenbürger 1962

Merkle, Hans L. Dr. phil. h.c., Professor

* 1.1.1913

Mitglied bzw. (1963–1984) Vorsitzender der Geschäftsführung der Robert Bosch GmbH 1958–1992, Vorsitzender des Aufsichtsrats 1984–1988, bis 1993 persönlich haftender geschäftsführender Gesellschafter der Robert Bosch Industrietreuhand KG

Ehrenbürger 1994

Meyding, Robert Dr. jur. h.c.

* 31.7.1876 † 10.8.1950

Ministerialdirektor im württ. Kultministerium

Ehrenbürger 1929

Münzinger, Adolf Dr. phil., Dr. rer. pol. h.c.

* 12.1.1876 † 8.9.1962

Professor an der landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim 1922–1949, Rektor 1926–1941.

Ehrenbürger 1946

Nernst, Walter Dr. phil., Dr. med. h.c., Dr. Ing. E.h.

* 25.6.1864 † 18.11.1941

Physikalischer Chemiker. Geh. Regierungsrat. Professor an der Universität Göttingen 1894–1905, an der Universität Berlin 1905–1933. Präsident der Physikalisch-technischen Reichsanstalt 1922–1924. Nobelpreisträger für Chemie 1920

Ehrenbürger 1929

Pflüger, Albert

* 7.11.1879 † 11.5.1965

Präsident des Württ. Landesgewerbeamtes 1945–1950. Landtagsabgeordneter 1913–1933, 1946–1955, Landtagspräsident 1928–1932

Ehrenbürger 1929

Pistorius, Theodor von Dr. rer. pol., Dr. jur. h.c.

* 12.11.1861 † 31.1.1939

Professor für Staats- und Wirtschaftswissenschaften an der TH Stuttgart und an der Universität Tübingen. Württ. Finanzminister 1914–1918

Ehrenbürger 1931

Reusch, Paul Hermann Dr.-Ing., Dr.-Ing. E.h., Dr. rer. nat. h.c.

* 9.2.1868 † 21.12.1956

Kommerzienrat, Generaldirektor der Gutehoffnungshütte 1908–1942

Ehrenbürger 1929

Reuter, Wolfgang Dr.-Ing. E.h.

* 1866 † 1947

Generaldirektor der Demag AG

Ehrenbürger 1929

Schweitzer, Albert Dr. phil., Dr. med., Lic. theol.

* 14.1.1875 † 5.9.1965

Theologe, Arzt, Friedensnobelpreisträger 1952

Ehrenbürger 1929

Sigel, Walter Dr. jur., Dr.-Ing. E.h. (TH Stuttgart 1951)

* 8.3.1871 † 1.6.1953

Präsident der Reichsbahndirektion Stuttgart 1919–1934

Ehrenbürger 1929

Sommerfeld, Arnold Dr. phil., Dr.-Ing., Dr. med.

* 5.12.1868 † 26.4.1951

Professor der Theoretischen Physik an der Universität München 1906–1938, Geheimer Hofrat

Ehrenbürger 1929

Stieler, Karl Dr. jur. h.c.

* 19.3.1864 † 16.2.1960

Staatssekretär im Reichsverkehrsministerium 1919–1923. Generaldirektor der württ. Staatseisenbahnen 1908–1919, Vizepräsident des Verwaltungsrats der Reichsbahn 1924–1934

Ehrenbürger 1929

Stodola, Aurel Dr. phil. h.c., Dr.-Ing. E.h.

* 9.5.1859 † 25.12.1942

Professor für Maschinenbau an der ETH Zürich

Ehrenbürger 1929

Tammann, Gustav Dr. phil., Dr.-Ing., Dr. rer. nat.

* 28.5.1861 † 17.12.1938

Geheimer Regierungsrat, Professor für Physikalische Chemie an der Universität Dorpat 1892–1903, an der Universität Göttingen 1903–1930

Ehrenbürger 1929

Voith, Hanns Matthäus Dr.-Ing. E.h. (TH Stuttgart 1929), Dr. rer. pol. h.c.

* 26.4.1885 † 7.1.1971

Fabrikant in Heidenheim

Ehrenbürger 1953

Walz, Hans

* 21.3.1883 † 23.4.1974

Vorsitzender des Aufsichtsrats der Robert Bosch GmbH

Ehrenbürger 1952

Willstätter, Richard Dr. phil., Dr.-Ing. E.h., Dr. med. h.c., Dr. sc. nat. h.c.,
Dr. sc. techn. h.c.

* 13.8.1872 † 3.8.1942

Geheimrat, Professor an der TH Zürich, der Universität Berlin, zuletzt an der
Universität München 1915–1924

Nobelpreisträger für Chemie 1915

Ehrenbürger 1932

Wurster, Carl Dr.-Ing., Dr. rer. nat. h.c., Dr.-Ing. E.h., Dr. rer. pol. h.c.

* 2.12.1900 † 14.12.1974

Honorarprofessor an der Universität Heidelberg. Vorsitzender des Vorstands
der BASF 1952–1965, Vorsitzender des Aufsichtsrats 1965–1974

Ehrenbürger 1960

Zenneck, Jonathan Dr. rer. nat., Dr.-Ing. E.h.

* 15.4.1871 † 8.4.1959

Geheimer Regierungsrat, Professor für Experimentalphysik an der TH Dan-
zig, der TH Braunschweig, zuletzt der TH München 1913–1939. Vorstands-
vorsitzender des Deutschen Museums München

Ehrenbürger 1951

Chronologische Übersicht

- | | | | |
|-------------|---|-------------|--------------------------------------|
| 1929 | Bach, Carl von
Bauer, Karl
Bazille, Wilhelm
Beyerle, Josef
Bolz, Eugen
Bosch, Robert
Casanova, Silvio
Dehlinger, Alfred
Euting, Walter
Finsterwalder, Sebastian
Fischer, Theodor
Görges, Johannes
Hindenburg, Paul von
Kreß, Heinrich
Meyding, Robert
Nernst, Walter
Pflüger, Albert
Reusch, Paul Hermann
Reuter, Wolfgang
Schweitzer, Albert
Sigel, Walter
Sommerfeld, Arnold
Stieler, Karl
Stodola, Aurel
Tammann, Gustav | 1951 | Haspel, Wilhelm
Zenneck, Jonathan |
| | | 1952 | Bonatz, Paul
Walz, Hans |
| | | 1953 | Kade, Max
Voith, Hanns M. |
| | | 1954 | Bauersfeld, Walther |
| | | 1960 | Wurster, Carl |
| | | 1961 | Fahr, Otto |
| | | 1962 | Lippart, Walter |
| | | 1994 | Merkle, Hans L. |
| 1931 | Pistorius, Theodor von | | |
| 1932 | Willstätter, Richard | | |
| 1946 | Münzinger, Adolf | | |
| 1949 | Grammel, Richard
Hahn, Otto
Keil, Wilhelm | | |